



Alexander Lorenz Golling

Die letzte

LESEPROBE

nacht

Ein Schauerroman

MINCH



Der Autor

Alexander Lorenz Golling wurde 1970 in Augsburg geboren. Nach einem Musikerdasein in Augsburg und erfolgter Berufsausbildung in Schwäbisch Gmünd ließ er sich in Oberhausen bei Neuburg nieder, um seiner Arbeit im sozialen Bereich nachzugehen. Im Februar

2012 begann er mit der Arbeit an Romanen und Kurzgeschichten des Genres Horror und Mystik.

Das Buch

Begraben unter einer Schneedecke findet der Buchhändler Leonhard in den Wäldern das lange vergessene Dorf Kreuth. Zwischen den Ruinen stößt er auf ein altes Tagebuch. Nacht für Nacht verschlingt er von nun an die verstörenden Aufzeichnungen. Plötzlich bekommt er Alpträume. Als er auch tagsüber glaubt, von einer Erscheinung, einer Frau in Schwarz, verfolgt zu werden, fürchtet er, den Verstand zu verlieren. Gemeinsam mit dem Iren Doug begibt er sich auf Spurensuche – und schlägt die Brücke in eine Vergangenheit, die besser unangetastet geblieben wäre ...

Alexander Lorenz Golling

Die letzte Rauhnacht

Ein Schauerroman

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
September 2014
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © Finepic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-009-2

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder straf-
rechtlich verfolgt werden.

Prolog

Der Morgen des 22. Dezember 1890 war kalt und regnerisch. Frost lag auf den Feldern, und der Himmel war von grauen Wolken verhangen. Eine absolute Stille lag über dem Weiler Kreuth und der gesamten Umgebung, nur im Moor staksten Krähen und Raben umher und ließen ab und zu einen kurzen Schrei erklingen, der einem aber die Einöde und Einsamkeit des Ortes erst richtig bewusst machte.

Diese Stille wurde unterbrochen durch das gleichmäßige Hufgetrappel von zwei Pferden, die einen Wagen von Kreuth in Richtung des Moors zogen. Dort hatten sich an einer bestimmten Stelle, wo das Riedgras in den Beutmühlbach übergeht, mehrere Leute versammelt. Einige hielten sich die Hände vor das Gesicht, anscheinend aus Fassungslosigkeit und Trauer; andere weinten offen. Zwei Gendarmen beugten sich über etwas, das im Moor lag, und zogen schließlich daran. Die Gestalt einer auf dem Bauch liegenden jungen Frau wurde sichtbar. Sie war in ein langes dunkles Kleid gehüllt, welches jetzt natürlich stark verschmutzt war. Vorsichtig hoben die beiden Gendarmen die Tote aus dem Sumpf; langsam drehten sie sie auf den Rücken, als einer der beiden sich schnell abwandte und übergab. Auch sein Kollege wurde bleich, doch seine Professionalität, denn er war der Ältere, hielt ihn im Zaum. Die Frau war regelrecht zerfetzt worden, überall war Blut, das sich mit dem Morast des Sumpfes zu einem ekelhaften Gemisch verbunden hatte. Sie war fast vollständig ausgeweidet, ihre Innereien hingen aus dem Bauchraum, und vom Brustkorb abwärts bis eben

dorthin zeigte sich eine lange Risswunde, wie sie nur eine große Klaue zurücklassen konnte. Das Grauenhafte an dieser Szenerie war die Tatsache, dass von den anwesenden Menschen fast kein Laut zu hören war, es spielte sich alles in einer sakral anmutenden Stille ab, die nur durch das halb unterdrückte Wimmern einiger Beistehender und den einsamen Ruf der Raben unterbrochen wurde.

Soweit möglich, sammelten die Polizisten die halb gefrorenen Gedärme ein und pressten sie in den Bauchraum zurück. Einer der danebenstehenden Bauern gab daraufhin laut seinen Mageninhalt von sich. Anschließend hoben die Männer die Tote auf das Fuhrwerk. Der Besitzer des Wagens begutachtete die Leiche nur kurz; als Bestatter hatte der Mann schon so oft mit dem Tod zu tun gehabt, dass sich bei ihm eine beruflich bedingte Abstumpfung eingestellt hatte. Schließlich lebte er von diesem Geschäft. Kurz spornte er seine Pferde an, dann wendete der Wagen und fuhr behäbig und klappernd in Richtung Neuburg. Dort sollte die junge Frau im Krankenhaus von einem Landgerichtsarzt auf die genaue Todesursache hin untersucht und erst daraufhin wieder zurück nach Kreuth in ihr Elternhaus gebracht werden. Dem alten Brauch nach würde sie dort zur Totenwache aufgebahrt und auf die Beerdigung vorbereitet werden.

Ihr Vater ging gebückt und schweigend neben dem Wagen her. Das Mienenspiel unter seinem schwarzen, breitrempigen Hut war undurchschaubar. Er blieb für sich, keiner der anwesenden Bauern ging zu ihm und bot ihm seinen Beistand an. Wie ein Leichentuch senkte sich die Ruhe über die trostlose Landschaft. Nur

das Schreien der Raben war noch ab und zu vernehmbar.

Einige Tage später bekam der Vater des Mädchens die erschütternde Nachricht, dass seine Tochter offenbar durch den »Angriff eines großen Raubtieres, wahrscheinlich eines Wolfes« getötet worden war. Sie wurde nur wenig später in der kalten, starren Erde des kleinen Friedhofs von Kreuth begraben. Und noch ein wenig später ließ der gefallene Schnee barmherzig die letzten Spuren des schrecklichen Ereignisses unter seiner weißen Last verschwinden ...

Erstes Kapitel

Kleinstadtgerüchte und Erscheinungen

Das »Murphy's Inn« ist eine rustikale Kneipe im Zentrum Neuburgs, die mit Holz ausgekleidet und gemütlich eingerichtet ist. In den Monaten nach meinem Umzug war ich häufiger dort, in letzter Zeit jedoch nur noch sporadisch. Nachdem ich an diesem Novemberabend ziellos durch die engen Gassen der Altstadt gestreift war, lenkten meine Schritte mich wieder in diese Richtung, vielleicht unbewusst irgendetwas erwartend. Meine Geduld diesbezüglich sollte indes nicht lange auf die Probe gestellt werden.

Es war schon nach zweiundzwanzig Uhr, als ich mich in der besagten Kneipe an den Tresen setzte und bei der Wirtin ein Bier bestellte. Ich kannte sie von meinen früheren Besuchen ein wenig, und so begannen wir einen lockeren Small Talk, wobei allerdings nur die üblichen Floskeln ausgetauscht wurden; schon nach kurzer Zeit wurde ich jedoch auf das Gespräch meiner beiden Tischnachbarn aufmerksam, die sich angeregt über ein Dorf in der Nähe unterhielten, das es anscheinend nicht mehr gab. Auch wenn dies nicht unbedingt meiner eher zurückhaltenden Art entspricht, schaltete ich mich in diese Unterhaltung ein.

»Warum, wenn ich fragen darf, existiert dieses Dorf denn nicht mehr?«, sprach ich einen der beiden Männer an.

»Weil es von der Bundeswehr plattgemacht wurde für Manöver!«, antwortete mir dieser (ein eher unteretzter Mann bajuwarischen Typs).

»Ja, nur den Friedhof und ein paar Obstbäume

haben sie gerade noch stehen gelassen«, meinte der andere. »Außerdem hab ich schon von meinem seligen Vater gehört, dass es in Kreuth nicht mit rechten Dingen zugeht. Angeblich soll es dort spuken. Man erzählt halt so einiges darüber.«

»Kreuth? Davon habe ich noch nie etwas gehört, aber ich wohne ja auch noch nicht lange hier. Wo ist denn dieser Ort?« Ich war jetzt hellhörig geworden.

»Kreuth lag unterhalb vom Gewerbestadt in der Tilly-Kaserne, man erreicht die Gegend heute aber auch vom Parkplatz an der B 16 aus«, bekam ich zur Antwort. Im Verlauf der nun folgenden Unterhaltung wurde mir noch so einiges erzählt, so zum Beispiel, dass dort früher seltsame Dinge geschehen seien; die wenigen Einwohner dieses Weilers hätten durchaus untereinander Inzucht betrieben, und auf dem Friedhof sollte angeblich das Grab eines damals gerade ein paar Monate alten Kindes liegen, welches einem solchen Verhältnis entstammte.

»Vom Hörensagen«, meinte einer der beiden Kneipengäste, »weiß ich, dass es von seiner Mutter wegen dieser Blutschande ermordet worden sein soll. Sie hat etwas mit ihrem eigenen Vater gehabt, sagt man.«

»Na ja, erzählt wird ja viel, wenn der Tag lang ist«, entgegnete ich.

»Das ist schon eine düstere Legende, gewiss«, antwortete mein Gegenüber, »aber dass Inzest früher besonders in Einöden und entlegenen Gegenden vorkam und auch leider in Zukunft immer wieder mal vorkommen wird, das ist ja wohl wahr, oder? Siehe den Fall Fritzl in Österreich!« Dem musste ich zustimmen, und ganz zwanglos ging die Unterhaltung dann über allgemeine und politische Themen weiter; nachdem die

beiden gezahlt hatten und gegangen waren, fragte ich Hilde, die Besitzerin des »Murphy's«, welche etwas gelangweilt hinter dem Tresen stand, was es denn mit dieser ganzen Geschichte auf sich habe.

»Na ja, da ist schon was dran«, antwortete sie. »Es ist eine ziemlich unheimliche Gegend da draußen. Nachts würden mich da bestimmt keine zehn Pferde rausbringen, obwohl ich nicht an Gespenster und solchen Unfug glaube. Es ist dort ... einfach seltsam.«

Aha. Jetzt war meine Neugier geweckt worden. Bei Gelegenheit würde ich mir diesen ominösen Friedhof mal genauer ansehen. Zwei Bier später begab ich mich dann müde und leicht angetrunken auf den Heimweg.

Nachdem ich am nächsten Morgen ausgeschlafen und mir einen starken Kaffee zum Frühstück gemacht hatte, erinnerte ich mich wieder an die Unterhaltung vom Abend zuvor. Würde es sich nicht lohnen, gleich heute mit den Nachforschungen zu beginnen? Ich besah fast nebenher, beim Anziehen, die Landkarte, die im Flur meiner Wohnung hing, und fand den Ort beziehungsweise die Ortsbezeichnung immer noch eingetragen. Ich beschloss, heute Abend dort vorbeizuschauen. Es war sowieso ein außergewöhnlich schöner Novembertag, warum also nicht?

Sie werden wahrscheinlich wissen wollen, wer Ihnen das alles gerade auftischt, nicht wahr? Nun gut, zu meiner Person gibt es Folgendes zu sagen: Mein Name ist Leonhard, von meinen Freunden auch nur kurz Leo genannt; ich bin selbstständig, Single, fahre eine

schrottreife rote Karre und bin der stolze Besitzer eines kleinen Buchladens in Oberhausen bei Neuburg, in dem ich vor allem alte und manchmal auch antike Bücher zum Verkauf anbiete. Schon recht früh in meinem Leben habe ich mich für diese Thematik interessiert. Zusammen mit einem Hang zur Zeitgeschichte wurde mir diese Leidenschaft wohl von meinem Großvater vererbt, denn auch dieser sammelte in einem gewissen Umfang Antiquitäten und alte Bücher, und ich kann mich auch heute noch gut daran erinnern, wie ich mich schon im Alter von acht, neun Jahren oft in seiner dunklen Bibliothek verkroch und in seinen alten Büchern schmökerte. Meiner Ansicht nach hängt vor allem antiken Schriftstücken etwas Mystisches an: Wenn ich ein Buch, sagen wir mal aus dem achtzehnten Jahrhundert, berühre, es aufschlage und die Seiten umblättere, ist es so, als ob ich eine Tür in die Vergangenheit öffnete. Der Geruch, der mir von den vergilbten Seiten entgegenschlägt wie der Hauch uralter Zeiten, die alten, immer stärker verblassenden, oft schon lange nicht mehr gebräuchlichen Schriftzeichen und Formen üben eine schwer zu beschreibende Faszination auf mich aus. Ich atme dann die gleiche Luft ein wie so viele, längst vergangene Generationen vor mir, teile sie mit ihnen. Wie viele Menschen mögen es wohl schon in ihren Händen gehalten haben? Wie viele Schicksale sind mit diesem Buch verbunden, wie viele Geburten, Tode, Kriege, Hungersnöte, Streitereien, Brandschatzungen, Eheschließungen hat es als stiller Zeitzeuge erlebt und überstanden?

Wie Sie sehen, habe ich mehr als nur Respekt vor diesen Dingen. Sie sind ein wichtiger Bestandteil meines Lebens, ein gewisser Zauber geht von ihnen

aus, den ich nicht missen möchte. Zumindest empfinde *ich* auf diese Art und Weise, andere Menschen mögen wohl beim Anblick alter Bücher vielleicht auch gar nichts spüren. Konsequenterweise habe ich mit achtzehn Jahren eine Ausbildung zum Verlagskaufmann begonnen, die ich auch abschloss, arbeitete dann zwanzig Jahre lang im Verlagswesen, bis ich feststellte, dass diese Form der Arbeit mit Literatur aller Art mich nicht wirklich ausfüllte. So zog ich vor zwei Jahren hierher nach Oberhausen bei Neuburg an der Donau und machte mich selbstständig, indem ich eine kleine, sehr spezielle Wohnung anmietete, welche ich durch nur geringfügige Änderungen in den zukünftigen Buchladen umwandelte. Dieser fand seinen Platz im Erdgeschoss › ich selbst zog in den ersten Stock ein, wo zumindest für eine Person genug Platz zum Leben und Wohnen vorhanden war. Ein gewisser, nicht zu unterschätzender Vorteil meines Singledaseins ...

Ich hielt mich gerne in dieser kleinen Wohnung auf, welche im von mir selbst kreierte »germanisch-romanischen Hippie-Stil« eingerichtet war, sofern ich nicht im Erdgeschoss anwesend war und meiner beschaulichen Arbeit nachging. Gut, ich gebe es zu, ein umwerfendes Geschäft machte ich mit meinen aus halb Europa zusammengekauften oder bestellten alten Büchern nicht. Doch ich konnte mich recht gut über Wasser halten. Wenn absolut nichts los war, schloss ich meinen Laden ab und verbrachte meine freie Zeit vor allem mit Lesen (womit auch sonst?!) und gelegentlichen Wanderungen in der näheren Umgebung; diese Abgeschiedenheit fernab der lärmenden und hektischen Stadt war Balsam für meine durchaus ruhebe-

dürftige Seele. Oberhausen könnte ein Musterbeispiel für ein typisches bayerisches Straßendorf sein, wie man sie in dieser Gegend unweit des Donaumooses häufig antrifft: Die Hauptstraße, die alte B 16, zieht sich durchs Dorf. Nur wenige Straßen zweigen von ihr ab. Die Erste nach rechts führt zur alten Kirche St. Clemens, einem hübschen Bau mit gedrungenem Glockenturm, der aus dem frühen elften Jahrhundert stammt und dementsprechend im romanischen Stil ausgeführt ist. Die nächste Straße zweigt nach links ab und führt zum ebenfalls alten Dorf Sinning, während die Hauptstraße weitergeht in Richtung Unterhausen. Es ist, wie in so vielen anderen Dörfern, absolut nichts Besonderes hier zu finden, es gibt einen Arzt, einen Friseur, einen kleinen Dorfladen für alles, zwei Banken, ein gemütliches Café und eine Autowerkstatt. Des Weiteren noch ein Schwimmbad, einen Wald bis zur Donau hinunter, ein paar keltische Hügelgräber, eine Burgruine aus dem zehnten Jahrhundert sowie die Reste der alten Römerstraße Via Raetia.

Für einen Menschen ohne umfassende Allgemeinbildung oder ein historisches Interesse wäre das zugegebenermaßen alles ziemlich belanglos, für jemanden wie mich jedoch stellte dies ein gefundenes Fressen dar. Ich hatte mich hier schnell eingelebt, und die freundlichen Einwohner machten es mir in dieser Hinsicht auch leicht. Aber halt, noch mal zurück: Die zweite Straße rechts von der Hauptstraße weg führt zu meiner Wohnung, die unweit des dunklen und etwas unheimlichen Forstes liegt, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde. Die folgende Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen werde, hat sich so auch wirklich zugetragen, es sei Ihnen überlassen, ob Sie sie auch

glauben. Abgelenkt wurde ich durch die Ereignisse, die in jener anfangs genannten Neuburger Kneipe begannen, auf jeden Fall mehr als genug ...

Ich fuhr abends gegen fünf Uhr los und stellte meinen Wagen auf jenem Parkplatz ab, den man mir in der vergangenen Nacht beschrieben hatte. Eine alte Holzschranke, die offenbar Fahrzeuge von der Einfahrt abhalten sollte, verstellte mir den Weg. Ich umging sie und trat auf einen Feldweg. Links wurde er vom Wald des Kreuther Berges gesäumt, rechts öffnete sich eine weite Moorwiese bis hin zum Beutmühlbach. Ich ging jenen Weg nun entlang; in nicht allzu weiter Entfernung erblickte ich dunkle Stellen und weite Flächen von Schilf, was auf einen sumpfigen Untergrund hinzudeuten schien. Es herrschte eine friedvolle Ruhe, nur ein leichter Wind war zu spüren, welcher sich seinen Weg durch das Röhricht suchte und leise sein melancholisches Lied sang. Auch der Himmel hatte sich in diesen Abendstunden verändert, er zeigte das leuchtende Rot des sterbenden Tages.

Plötzlich war der Wald links von mir zu Ende. Ich erblickte einen den Hang hinauf gebauten kleinen Friedhof.

Meinen Schritt verlangsamend, ging ich nach links, wo ich den Eingang vermutete und ihn schließlich auch fand. Ein großer, sehr alter Baum stand daneben; das gusseiserne Tor war geöffnet und von Efeu umrankt. Anscheinend war es schon sehr lange Zeit nicht mehr bewegt worden. Ich betrat ein von Wildrasen bewachsenes Gelände. Die Grabsteine waren ohne Ausnahme alle schon ziemlich alt; die Einfassungen der Gräber waren verschwunden, und auch die Grabsteine selbst

begannen sich bereits zu neigen. Neugierig sah ich mir die teilweise schon stark verwitterten Inschriften an, soweit dies noch möglich war. Zuerst fiel mir ein kleiner Grabstein ganz links ins Auge, seine Inschriften aus den Jahren 1923 und 1925 besagten, dass hier zwei Kleinkinder beerdigt waren, beide jeweils nur wenige Monate nach der Geburt verstorben. Direkt daneben lag auch das Grab der Eltern. Dies stimmte mich traurig; trotzdem ging ich weiter und entdeckte auf dem Friedhof noch etliche Gräber von Kindern, die nach dem ersten Lebensjahr oder auch schon nach wenigen Monaten gestorben waren. Betroffen sah ich mich weiter um; nach dem, was mir gestern Abend erzählt worden war, war ich lediglich auf ein einziges Kindergrab gefasst gewesen, nicht jedoch auf so viele. Ich musste der Wirtin Recht geben, es war wirklich seltsam hier ... Auch die Ruhestätte einer jungen Frau fiel mir bei diesem Besuch auf; ihr Grabstein hatte die Form eines gotischen Spitzgiebels, und während man die Inschriften auf vielen anderen Gräbern nur noch mit Mühe identifizieren konnte, war der Name dieser Toten mit Goldfarbe kenntlich gemacht worden. Er lautete Elisabetha Müller. Sie war am 21. Dezember 1890 verstorben und gerade einmal siebzehn Jahre alt geworden. Warum starb sie so jung? Ich besah mir den Stein genauer und entdeckte am Sockel eine weitere Inschrift, kurz über dem Boden und ebenfalls schon stark verwittert. Ich fuhr mit dem Finger die Schriftzeichen nach, um zu erfassen, was hier überhaupt stand. Erstaunt stellte ich fest, dass es Latein war: SEMPER DAEMONIS VIVENT. Was für ein bedrückender Ausspruch über dem Grab eines jungen Mädchens. *Immer werden die Dämonen leben!* Nachdenklich erhob ich

mich wieder und sah mich weiter um. Einige Gräber waren schon vollständig verschwunden, und nur dort gepflanzte Bäumchen und Büsche zeigten noch die Ruhestätten an. Vielleicht lag es an meiner aufkommenden Schwermut oder auch nur an der langsam hereinbrechenden Dunkelheit, ich beschloss jedenfalls, den Heimweg anzutreten, als mein Blick auf etwas fiel, das am Sockelende jenes Grabsteins von Elisabetha lag. Ich ging wieder hin und wollte mir den Gegenstand genauer ansehen, doch dazu musste ich ihn erst vollends aus der Erde ziehen, in der er halb steckte. Es war eine Halskette, und zwar eine auf den ersten Blick ziemlich alte. Ich stand auf, um sie genauer zu betrachten. Es war eine sehr feine Arbeit, in jedes der kleinen braunen Steinchen war ein winziges Kreuz aus Perlmutter eingearbeitet. Ein leicht mit Grünspan überzogenes, golden schimmerndes Kreuz, wahrscheinlich aus Messing gefertigt, baumelte daran. Plötzlich beschlich mich das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden. Ich spürte ganz deutlich eine Präsenz, welche mich zum Verlassen des Friedhofs zwingen wollte. Ich sah um mich, konnte aber natürlich nichts entdecken ... Aber halt, da war doch was! Da, hinter dem letzten Grabstein! Aber nein, nur ein kleiner Vogel hüpfte dahinter hervor. Es war jetzt wirklich Zeit, nach Hause zu fahren, bevor mir meine Fantasie noch mehr solcher Streiche spielte.

Auf dem Weg zu meinem Auto verfiel ich ins Grübeln: Warum so viele tote Kinder in einem so kurzen Zeitraum? Was hatte es mit dem frühen Tod der jungen Frau auf sich? Normal war das hier jedenfalls nicht.

Schließlich handelte es sich um einen kleinen Weiler und nicht um eine Großstadt.

Ich beschleunigte meinen Gang. Ein eiskalter Wind kam auf und ließ mich frösteln.

Wieder zu Hause, bereitete ich mir zum Aufwärmen erst mal einen kräftigen Tee zu. Auf was für eine absonderliche Angelegenheit war ich hier nur gestoßen! Ich kramte die Halskette aus meiner Jacke und ging in die Küche, um sie zu säubern. Allerdings konnte ich nach einer weiteren genauen Untersuchung meines unerwarteten Fundstücks nichts Neues daran entdecken; also ließ ich es auf meinem Bücherregal liegen. Die Sache mit den vielen toten Kindern ließ mich nicht los, ich wollte herausfinden, was da passiert war. Sie waren alle zwischen 1890 und 1925 verstorben, also in einem Zeitraum von fünfunddreißig Jahren. Gut, man konnte dafür verschiedene Gründe anführen, beispielsweise eine heftige Fieberepidemie, plötzlicher Kindstod, Tuberkulose oder etwas in dieser Richtung. Aber traf das auch auf jeden Fall zu? Oder steckte vielleicht doch ein dunkles Geheimnis dahinter? Sollten sich die Gerüchte über Inzest und Mord letzten Endes doch bewahrheiten? Ich verfiel abermals ins Grübeln, aus dem mich ein Anruf meiner Mutter aus Augsburg aufschreckte. Ich erzählte ihr nichts von meinen privaten Nachforschungen, denn welche Mutter würde es auch gut finden, wenn sich ihr Sohn auf Friedhöfen herumtreibt? Richtig, wohl keine! Wir plauderten über dies und jenes, über das Wetter, meine Geschwister und dergleichen. Schon etwas müde, beendete ich das Gespräch etwa eine halbe Stunde später.

Noch am gleichen Abend beschloss ich, dort weiterzumachen, wo ich aufgehört hatte.

Tags darauf begab ich mich also wieder auf den Weg nach Kreuth. Nachdem ich meinen Wagen abgestellt hatte, lenkte ich meine Schritte am Friedhof vorbei in Richtung des ehemaligen Weilers. Ich wollte mir vergegenwärtigen, wo diese Menschen, die hier beerdigt waren, gelebt hatten. Außer ein paar überwucherten Grundmauern und einer Hinweistafel, dass hier in der »Wüstung Kreuth« der Weiler mit fünf Häusern gelegen war, fand ich jedoch nichts mehr von Belang vor. Zwischen den Feldwegen standen Gruppen von Obstbäumen, die einst von den hier lebenden Bauern angelegt worden waren; ein fast schon triumphierendes Relikt angesichts der Tatsache, dass ansonsten nichts mehr übrig war ...

Etwas enttäuscht ging ich, nachdem ich insgesamt eine Stunde lang dort in der Gegend herumgestreift war, zum Parkplatz zurück. Ich wollte in mein warmes Zuhause, dennoch ließen mich Kreuth und seine ehemaligen Bewohner nicht mehr los. Wie und wo konnte ich nur mehr über diesen Ort erfahren? So sinnierte ich weiter, ohne ein Ende zu finden. Schon als Kind war ich von dunklen und finsternen Geschichten und Orten fasziniert gewesen. Gerne habe ich mich in Kellern und auf Dachböden herumgetrieben, nach Spinnen und Asseln gesucht sowie nach altem Kram, der eben dort irgendwann mal abgelegt worden war. Es gab fast nichts, was mein Interesse nicht erregte, sehr zum Nachteil meiner Mutter und Großmutter, die ich mehr als nur einmal mit meinen gefundenen »Schätzen« erschreckt habe.

Dieses Interesse hat sich, aus welchen Gründen auch immer, bis heute erhalten. An diesem Abend ging ich ermüdet schon früh zu Bett und nahm ein Mittelchen ein, welches mir aufgrund meiner Schlafstörungen verschrieben worden war. Der Schlaf kam schnell.

Ich erwachte am nächsten Morgen mit einem schweren, überaus drückenden Kopfschmerz, der mich nicht wachen und auch nicht ruhen ließ. Meine Migräne hatte also wieder zugeschlagen, was bedeutete, dass ein Wetterwechsel im Anmarsch war. Das Aufstehen fiel mir nicht leicht, doch liegen bleiben konnte ich auch nicht. Eine heiße Dusche verschaffte mir ein wenig Abhilfe. Das Wetter war verhangen und regnerisch; schon in der Nacht war ich vom leisen, beständigen Klopfen der Regentropfen in den Schlaf gewiegt worden.

Ich verbrachte den Tag mit einem Einkauf in der Stadt und begab mich in ein Café im Zentrum, um mir dort mit dem Lesen von Illustrierten die Zeit zu vertreiben. Dies erwies sich als gute Ablenkung, denn ständig kamen mir unheimlich anmutende Gedanken, die immer um die gleiche Frage kreisten: Was war damals in diesem kleinen Weiler geschehen? Ich bezahlte und ging am späten Nachmittag heim, etwas trübselig angesichts der Tatsache, dass mir keine Lösung für dieses Problem einfiel. Doch wie es sich herausstellen sollte, war dieser Trübsinn verfrüht; denn manchmal brauchen wir gar nicht aktiv zu werden, die Ereignisse kommen bisweilen zu uns, ob wir dies nun wollen oder nicht ...

Der Tag hält viel für diejenigen bereit, die ihn lieben und schon in der frühen Morgendämmerung voll froher Erwartung begrüßen, während die Nacht jene erweckt, die in ihren zwielichtigen Zauber und die Welt der Halbanonymität hinabtauchen wollen. Doch was ist mit denen, die dazu ausersehen sind, die dunkelsten Zonen jenseits der Nacht zu ergründen? Worin wird ihre Bestimmung liegen?

Mit einem jähen Schreck fuhr ich aus meinem Bett hoch. Es war kurz vor elf Uhr nachts, und Regen pladderte laut gegen den Rollladen. Aber das war nicht der Grund meines erschrockenen Erwachens, das wusste ich instinktiv. Plötzlich knallte es unten gegen die Tür. Dann nochmals. Wieder und wieder hämmerte jemand laut dagegen. Der Schweiß brach mir aus allen Poren. Starr vor Schreck lag ich in meinem Bett. Genauso schlagartig, wie es gekommen war, hörte das Klopfen schließlich auch wieder auf. Ich wagte es trotzdem nicht, mich zu rühren, und erst nach einigen weiteren Minuten ließ ich die Luft (welche ich unbewusst angehalten hatte) vernehmlich ausströmen. Langsam rappelte ich mich in meinem Bett hoch und ging hinunter. Nachdem ich eine Weile gelauscht hatte, öffnete ich die Haustür vorsichtig. Doch zu sehen war nichts außer der Garage links von mir und, etwas weiter entfernt, die schemenhaften Umrisse einiger alter Birken an der Straße. Soweit ich es beurteilen konnte, war auch die Ladentür in Ordnung. Der Regen fiel unablässig weiter; was oder wer auch immer da gewesen war, war von ihm verschluckt worden.

Ich wachte am nächsten Morgen wieder mit einem Brummschädel auf. Schon allein deshalb war meine

Laune nicht die allerbeste, sie war dem Wetter angepasst: Es regnete immer noch dauerhaft. Der Vormittag schien ereignislos zu vergehen, als es plötzlich wieder an der Tür klopfte und mir die Ereignisse der letzten Nacht wieder voll bewusst wurden. Doch als ich die Haustür diesmal öffnete, stand da nur mein allzeit freundlicher Vermieter, der mir einen guten Morgen wünschte. Wir tauschten ein paar Höflichkeitsfloskeln aus, dann kam er, ein wenig peinlich berührt, zur Sache, indem er mich fragte, ob ich denn letzte Nacht Besuch gehabt hätte. Nein, erwiderte ich und stellte ihm die sofortige Gegenfrage, wie er denn auf diesen Gedanken komme.

»Nun ja, Leo«, meinte er, »ich war gerade auf dem Weg zum Wagen, als mir das hier auffiel.« Er zeigte auf die Außenseite meiner Haustür, die jetzt nach innen geöffnet war. Und tatsächlich: Oben rechts war so etwas Ähnliches wie ein Handabdruck zu erkennen, geformt aus feuchter brauner Erde! Ein weiterer Abdruck befand sich weiter unterhalb, und auch der Türknauf war mit Matsch beschmiert. Ich schauderte. Offensichtlich hatte ich letzte Nacht doch Besuch gehabt, und es war keine Einbildung oder ein Traum gewesen. Überdies waren die meisten Abdrücke erheblich größer, als es die Hände eines durchschnittlichen Menschen sind, was dieser ganzen Angelegenheit eine sehr unheimliche Note verlieh. Der Verursacher musste ja regelrechte Pranken gehabt haben! »Da, schau mal, auch dein Rollladen ist ganz dreckig!«, bemerkte mein Vermieter nachdenklich. »Da wollte anscheinend jemand einbrechen!«

»Wahrscheinlich«, erwiderte ich daraufhin. »Da hat gestern jemand an meinem Rollladen herumgemacht

und laut an die Tür geklopft, hast du denn nichts gehört?«

»Nein«, erwiderte er. »Ich habe Gott sei Dank einen gesunden Schlaf.«

Ich versicherte ihm noch, dass ich wachsam sein würde, und schloss dann die Tür wieder hinter mir.

Was, in aller Welt, hatte das zu bedeuten? Gut, vielleicht waren gestern Abend ja wirklich Einbrecher hier gewesen. Da sie es aber nicht geschafft hatten, ihr Werk durchzuführen, war ich der Ansicht, dass sie es auch nicht wieder versuchen würden.

Ein stetes inneres Drängen brachte mich schließlich zu der Entscheidung, noch an diesem Nachmittag wieder den Friedhof von Kreuth aufzusuchen. Der Regen war in ein konstantes leichtes Nieseln übergegangen, was meine Stimmung zwar nicht unbedingt besserte, aber die Voraussetzung für einen solchen kleinen Ausflug schuf. Gegen vier Uhr befand ich mich wieder auf dem Weg dorthin. Es war empfindlich kalt. Graue Wolken hingen tief und unheilverkündend über der Landschaft, als ich mich am Moor vorbei in Richtung des vergangenen Weilers bewegte. Kurz bevor ich am Friedhof anlangte, begann ein Schneeregenschauer.

Unter dem großen Baum vor der Pforte suchte ich Schutz. Tatsächlich dauerte die ganze Sache nicht lange; nachdem sich der Schauer gelegt hatte, wollte ich gerade durch die Friedhofstür gehen, als ich aus dem Augenwinkel heraus rechts von mir eine Gestalt erblickte. Im nächsten Moment war sie verschwunden! Ich rieb mir die Augen, um wieder klar zu werden. Hatte ich jetzt schon Halluzinationen? War ich kurz vor

dem Überschnappen oder in Gefahr, verrückt zu werden? Nein, das war es nicht ...

Angestrengt versuchte ich mir in Erinnerung zu rufen, wie der Schemen, den ich nur für den Bruchteil einer Sekunde wahrnahm, ausgesehen hatte. Es war eine Frau (glaubte ich), die in ein langes schwarzes Kleid gehüllt war; ihr Gesicht hatte ich nicht erkennen können, denn sie hatte es unter einer Kapuze (oder Haube) verborgen. Sie war auffallend dünn gewesen und jenseits des Friedhofs, auf der Wiese den Hügel aufwärts, gestanden. Nach der anfänglichen Schrecksekunde wurde ich nun neugierig. Wer war das gewesen? Sollte sich jemand mit mir einen schlechten Scherz erlauben, so sollte er mich nur kennenlernen! Ich schritt querfeldein auf die Stelle zu, wo ich die Erscheinung (wie soll ich's sonst nennen?) gesehen hatte. Als ich dort nach einigen Minuten ankam, wäre ich beinahe über einen kleinen Steinhaufen gestolpert, den ich im hohen Riedgras nicht gesehen hatte. Was war das denn nun? Interessiert besah ich mir die Steine genauer. Sie waren mit Moos und Grassoden überwachsen, doch ich erkannte unschwer, dass es sich um Ziegelsteine handelte. Ich sah auch, dass sich die Steine in einer Linie fortsetzten. Sozusagen eine Art unterirdischer Mauer, die nur hin und wieder über die Erdoberfläche hinauslugte. Kein Zweifel: Ich war auf die Überreste eines Hauses des Weilers Kreuth gestoßen. Ich ging an dieser Mauer entlang, vielleicht gab es hier ja so etwas wie ein Versteck; jedoch war hier nichts Derartiges zu entdecken. Plötzlich gab der Boden unter meinem rechten Fuß nach, und Steine und Erde rutschten weg, sodass ich in einem Hohlraum stecken blieb und erst

einmal der Länge nach hinfiel. Das hatte wehgetan! Ärgerlich rappelte ich mich wieder auf. Tatsächlich, ich war in so etwas wie eine kleine Höhle eingebrochen. Neugierig griff ich hinein, doch ich ertastete nur kalte, feuchte Erde und Steine. Aber nein, da war doch etwas!

Ich griff zu, und zum Vorschein kam ein braunes Lederetui, welches mit einem Riemen verschlossen war. Ich war überrascht, denn so etwas hatte ich am allerwenigsten erwartet. Vorsichtig begutachtete ich meinen Fund. Das Etui schien auf den ersten Blick schon recht alt zu sein, und erstaunt stellte ich fest, dass es trocken war; die Feuchtigkeit darauf war von der gerade eingebrochenen Erde verursacht worden. Schnell stand ich auf und begab mich auf den Heimweg, denn ich war auf den Inhalt gespannt, und diesen wollte ich in aller Ruhe zu Hause erforschen.

Vorsichtig säuberte ich mit einem Putzlappen meinen Fund und trocknete ihn anschließend ab. Ehrlich gesagt war ich ziemlich nervös, schließlich passiert einem so etwas ja nicht alle Tage. So öffnete ich nun fast schon feierlich den Lederriemen sowie den Reißverschluss und klappte das Etui langsam auf. Aha! Ein Buch lag darin. Ich nahm es heraus, tatsächlich war es trocken, nur ein paar Stockflecken waren auf dem unbetitelten Einband zu sehen. Ich schlug das Buch auf, um schon auf der ersten, reichlich vergilbten Seite folgende Zeilen zu lesen:

»Dieses Tagebuch gehört Elisabetha Müller. Begonnen am 18. März 1889.«

Mehr auf midnight.ullstein.de